



Ullstein Taschenbuch

Tricia Rayburn

Im Zauber der Sirenen

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ulrike Nolte

Unredigiertes Manuskript

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2010

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010

© 2010 Tricia Rayburn

Published by Arrangement with Tricia Rayburn

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Siren (Egmont USA, New York)

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Titelabbildung: Artwork HildenDesign unter

Verwendung eines Motivs von © coka/shutterstock

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Bembo

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28284-8

KAPITEL I

*M*eine Schwester Justine war immer der Meinung, Angst vor der Dunkelheit ließe sich am besten bekämpfen, indem man so tat, als sei es in Wirklichkeit ganz hell.

Schon vor Jahren versuchte sie diese Theorie in die Praxis umzusetzen: Wir lagen in unseren Betten und waren umgeben von Schwärze. Ich hatte mich hinter einem Schutzwall aus Kissen versteckt und war überzeugt, dass in den Schatten das Böse lauerte und nur auf die Verlangsamung meiner Atemzüge wartete, um sich auf mich zu stürzen. Und jede Nacht versuchte Justine, die nur ein Jahr älter, aber um Jahre reifer war als ich, mich geduldig abzulenken.

»Hast du gesehen, was für ein tolles Kleid Erin Klein heute anhatte?«, fragte sie zum Beispiel. Wie immer begann sie mit einer einfachen Frage, um abschätzen zu können, wie schlimm es diesmal war.

In seltenen Fällen – meistens wenn wir nach einem ereignisreichen Tag erst sehr spät im Bett lagen – war ich zu müde, um mich panisch zu fühlen. An diesen Abenden antwortete ich mit Ja oder Nein, und dann unterhielten wir uns ganz normal, bis wir einschliefen.

Aber meistens flüsterte ich stattdessen etwas wie »Hast du das gehört?« oder »Tut es weh, wenn man von einem Vampir gebissen wird?« oder »Können Monster eigentlich riechen, ob man Angst hat?« Dann machte Justine mit Strategie Nummer zwei weiter.

»Wie hell es hier ist«, behauptete sie. »Ich sehe einfach alles – meinen Rucksack, mein blaues Glitzerarmband, unseren Goldfisch im Glas. Und was siehst du, Vanessa?«

Also zwang ich mich, mir ganz genau vorzustellen, wie unser Zimmer ausgesehen hatte, bevor Mom das Licht ausgeknipst und die Tür geschlossen hatte. Darüber vergaß ich irgendwann, dass das Böse nur auf seinen Auftritt wartete, und schlief ein. Jede Nacht war ich überzeugt, dieser Trick würde niemals funktionieren, und jedes Mal funktionierte er doch.

Justines Methode war genauso hilfreich, um meine vielen anderen Ängste in Schach zu halten. Aber als ich nun mehrere Jahre später oben auf einer Klippe stand und auf den Atlantik schaute, war mir klar, dass sie mit dem alten Trick diesmal keine Chance hatte.

»Simon sieht diesen Sommer ganz verändert aus, findest du nicht?«, fragte sie, als sie an meine Seite trat und sich das nasse Haar auswring. »Älter. Richtig süß.«

Ich antwortete nicht, gab ihr aber recht. Als er und sein jüngerer Bruder Caleb vor Kurzem an unsere Haustür geklopft hatten, war mir Simons äußere Verwandlung sofort ins Auge gefallen. Doch dieser Gesprächsstoff musste bis später warten, am besten bis zum Aufwärmen an dem alten, steinernen Kamin in unserem Haus am See. Dazu allerdings mussten wir erst einmal heil zurückkommen.

»Bei Caleb ist es genauso«, startete sie einen neuen Versuch. »Die gebrochenen Mädchenherzen in Maine müssen sich dieses Jahr mindestens vervierfachen.«

Ich versuchte zu nicken, während meine Augen starr auf das strudelnde Wasser und die weißen Schaumkronen in fünfzehn Metern Tiefe gerichtet waren.

Justine wickelte sich ein Handtuch um die Schultern und stellte sich direkt neben mich. Sie war mir so nah, dass ich

das Meersalz riechen konnte, das in ihrem Haar und ihren Poren haftete, und ihre feuchte Haut kühlte mich, als würden wir uns aneinanderschmiegen. Wasser tropfte von ihren Haarspitzen, fiel hörbar auf den warmen grauen Schiefer und ließ Spritzer auf meinen Füßen landen. Eine plötzliche Windböe blies die Gischt zu uns herauf und hüllte uns ein. Mein Frösteln verwandelte sich in einen Angstschauder. Irgendwo weit unten hörte ich Simon und Caleb lachen. Sie suchten den steilen Pfad, der durch den Wald zurück zu uns führte.

»Das ist nur ein Swimmingpool«, sagte sie. »Du stehst auf einem Sprungbrett einen Meter über dem Wasser.«

Ich nickte. Hier war der Moment, an den ich die gesamte Sechsstundenfahrt von Boston gedacht hatte und der mir seit dem letzten Sommer mindestens einmal täglich vor Augen gestanden hatte. Mir war klar, dass der Sprung schlimmer aussah, als er war. In den zwei Jahren, seit wir das morsche Schild entdeckt hatten, das auf diesen einsamen Aussichtspunkt fern der üblichen Touristen- und Wanderwegen hinwies, waren Justine, Simon und Caleb schon Dutzende Male von der Klippe gesprungen und hatten nie auch nur einen Kratzer davongetragen. Noch wichtiger war die Gewissheit, dass ich mich immer nur wie ein halbes Mitglied unserer kleinen Sommerclique fühlen würde, solange ich nicht buchstäblich den Sprung ins kalte Wasser gewagt hatte.

»Der Swimmingpool ist geheizt«, fuhr Justin fort. »Wenn du untergetaucht bist, brauchst du nur zwei kurze Schwimmzüge zu machen und du bist bei der Treppe, die dich zu deiner gemütlichen Sonnenliege führt.«

»Und gibt es auch einen süßen Poolboy, der mir an dieser Liege fruchtige Cocktails serviert?«

Sie warf mir einen belustigten Blick zu und lächelte mich

an. Wir wussten beide, dass sich die Sache damit erledigt hatte. Wenn mein Kopf klar genug für Witze war, dann hatte ich innerlich bereits das Handtuch geworfen.

»Tut mir leid, die Ananas habe ich zu Hause vergessen«, sagte Caleb hinter uns. »Aber ansonsten steht der süße Pool-boy ganz zu eurer Verfügung.«

Justine wandte sich ihm zu. »Wurde auch Zeit. Ich friere mich fast zu Tode!«

Als sie dem Klippenrand den Rücken kehrte, beugte ich mich vor und schaute hinunter. Zwar fühlte ich mich erst einmal erleichtert, aber das war nur vorübergehend. Sobald wir die Chione Cliffs hinter uns ließen, würde die Enttäuschung einsetzen, dass ich es nicht geschafft hatte. Dabei hatte ich es mir ein ganzes Jahr lang geschworen! Heute Nacht würde ich wach liegen und nicht schlafen können, weil es so frustrierend war, wieder einmal als Angsthase und Baby dazustehen.

»Deine Lippen werden schon ganz blau«, stellte Caleb fest.

Ich drehte mich um und sah zu, wie er das Badehandtuch ausschüttelte, das er am liebsten mochte und daher ausschließlich benutzte – ein großer Cartoonhummer mit Sonnenbrille und Badehose –, und Justine darin einwickelte. Er zog sie an sich und rubbelte ihr Arme und Schultern warm.

»Lügner.« Sie lächelte ihn unter der Frotteehaube an.

»Da hast du recht. In Wirklichkeit sind sie eher lavendel. Oder fliederfarben. Weil Lippen wie deine nämlich viel zu hübsch sind, um einfach ein langweiliges Blau zu haben. Aber egal, jedenfalls sollte ich sie vermutlich aufwärmen.«

Ich verdrehte die Augen und marschierte davon, um mir mein T-Shirt und die Shorts zu holen. Justine hatte sich für diesen Sommer ebenfalls etwas vorgenommen ... nämlich nicht wieder etwas mit Caleb anzufangen wie den Sommer

davor und den Sommer davor. »Er ist viel zu jung«, hatte sie verkündet. »Ich bin mit der Highschool fertig, und er braucht noch ein ganzes Jahr. Außerdem klimpert er die ganze Zeit nur auf seiner schäbigen Gitarre rum, wenn er nicht gerade vor einem Computerspiel hockt. Ich kann es mir nicht leisten, meine wertvolle Zeit mit einem Flirt zu verschwenden, bei dem nie etwas Ernstes herauskommen wird, abgesehen von endlosen Stunden Knutscherei ... ganz egal, wie toll diese Stunden auch sind.«

Als ich sie fragte, warum sie dann nicht mit Simon ausging, der sein zweites Studienjahr am Bates College begann und damit offenbar altersmäßig und intellektuell besser zu ihr passte, hatte sie das Gesicht verzogen.

»Simon?«, hatte sie wiederholt. »Das menschliche Wetterradio? Das Superhirn, für das die Collegezeit nur ein Vorwand ist, um Wolken zu beobachten? Nein, danke.«

Aber dann hatte Justine keine halbe Stunde gebraucht – gerade lange genug, um das Auto auszuladen, einen Happen zu essen und schnurstracks in Simons klapprigen Allrad-Kombi zu springen –, bis auch dieser Schwur gebrochen war. Sie hatte Caleb allerdings nicht gleich abgeknutscht, auch wenn das Aufleuchten ihrer Augen bei seinem Anblick keinen Zweifel ließ, dass sie es wollte. Nein, immerhin hatte sie gewartet, bis wir dann im Auto ein Stück die Straße heruntergefahren waren. Erst da hatte sie sich ihm an den Hals geworfen und ihn so fest gedrückt, dass sein Gesicht rot angelaufen war.

Als sie jetzt an seiner Brust herumknabberte, zog ich mir meine Kleidung über und schnappte mir ein Handtuch. Obwohl die Sonne am Himmel stand und ich nicht einmal nass geworden war, zitterte ich trotzdem vor Kälte. So weit nördlich in Maine stiegen die Temperaturen im Hochsommer selten über zweiundzwanzig Grad, und der schnei-

dende Wind ließ es immer noch um fünf Grade kühler erscheinen.

»Wir sollten los«, sagte Simon plötzlich und trat aus dem Dickicht der Pfadöffnung.

Simon war immer der stillere, ältere, nachdenklichere der beiden Carmichael-Brüder gewesen und hatte dazu passend eine schlaksige Figur und eine gebeugte Haltung gehabt. Aber im Laufe des letzten Jahres hatte er sich verändert. Seine Arme, Beine und die Brust waren kräftiger geworden, und da er sein Shirt ausgezogen hatte, konnte ich sogar einen Ansatz von Bauchmuskeln erkennen. Er wirkte größer, stand aufrechter. Er sah mehr wie ein Mann aus, nicht wie ein Teenager.

»Die Gezeiten ändern sich, und Wolken ziehen auf.«

Ich fing Justines Blick auf und wusste genau, was sie dachte: Der neue Sender bringt auch nur das Wetter.

»Wir sind doch gerade erst angekommen«, meinte Caleb.

»Und was ist mit dem Sonnenuntergang?«, fragte Justine. »Jedes Jahr nehmen wir uns vor, ihn von hier oben anzuschauen, und nie wird was draus.«

Simon holte ein Shirt aus seinem Rucksack und zog es über, ohne sich erst lange abzutrocknen. »Sonnenuntergänge gibt es noch viele. Heute wird ihn die riesige Sturmfront verdecken, die gerade auf uns zugerast kommt.«

Er wies mit einem Nicken auf den Horizont, und ich folgte seinem Blick. Entweder war ich zu sehr auf das Wasser konzentriert gewesen, um den Himmel zu bemerken, oder die schwarze Wolkenbank war aus dem Nichts aufgetaucht.

»Ich habe mich über das Wetter informiert, bevor wir losgefahren sind – laut Ansage sollte der Himmel bis spät abends klar bleiben. Aber wie es aussieht, haben wir nur gut zwanzig Minuten, um vom Berg runterzukommen, bevor

hier die Blitze einschlagen.« Simon schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, Professor Beakman könnte das sehen.«

Bevor ich fragen konnte, was er damit meinte, begannen Caleb und Justine mit gesenkten Stimmen zu diskutieren. Ich saß mit angezogenen Knien da, um mich warm zu halten. Simon hockte sich neben mich und fragte: »Alles okay?«

Ich nickte und versuchte zu lächeln. Im Laufe der Jahre war Simon nicht nur für Caleb, sondern auch für Justine und mich so etwas wie ein großer Bruder und Beschützer geworden. »Mir ist ein bisschen kalt, und ich wäre froh, wenn ich dickere Gummisohlen unter den Turnschuhen hätte, aber sonst geht es mir prima.«

Er zog einen weinroten Fleecepulli aus dem Rucksack und reichte ihn mir. »Das ist kein großes Drama, weißt du. Heute ist nur der erste Tag. Wir haben den ganzen Sommer. Und den nächsten Sommer und den nächsten.«

»Danke.« Ich schaute beschämt beiseite. Er meinte es ehrlich, aber so kurz nach meinem Versagen wollte ich nicht daran erinnert werden.

»Nein, wirklich«, sagte er mit leiser, aber fester Stimme. »Du solltest es erst dann den Sprung wagen, wenn du bereit bist. Oder vielleicht auch nie, das ist völlig in Ordnung.«

Ich zog den Fleecepulli über und war dankbar, dadurch eine Ablenkung zu haben.

»Neuer Plan«, verkündete Justine.

Ich griff nach Simons ausgestreckter Hand und zog mich auf die Füße. Justine und Caleb hatten sich voneinander losreißen können, aber nur lange genug, damit Justine sich aus den Handtüchern schälen konnte. Jetzt standen sie Hand in Hand am Klippenrand, und zwar rückwärts.

Justine grinste. »Auch wenn uns die Zeit wegläuft: Das hier ist der erste Tag im voraussichtlich besten Sommer unseres Lebens, und er verdient einen würdigen Abschluss.«

»Damit meinst du, wir gehen zurück zum Haus und wärmen uns mit heißer Schokolade auf?«, schlug ich vor.

»Meine alberne kleine Nessa.« Justine warf mir eine Kuss- hand zu. »Caleb und ich werden noch einen letzten Sprung wagen.«

»Mit dem gewissen Extra«, fügte Caleb hinzu.

Während die beiden verschwörerische Blicke tauschten, schaute ich zu Simon hinüber. Ihm stand der Mund offen, als warte sein Gehirn auf die richtigen Worte, um dieser Idee möglichst schnell den Todesstoß zu versetzen. Seine unge- wohnt breiten Schultern spannten sich unter dem dünnen Stoff des T-Shirts. Seine Hände, mit denen er mir aufgeholfen hatte, ballten sich an den Seiten krampfhaft zusammen.

»Rückwärtsrolle!«, rief Justine.

»Nein«, sagte Simon. »Kommt nicht infrage.«

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Genau das liebte ich so an Justine, auch wenn ich sie gleichzeitig da- rum beneidete. Während ich immer noch ein Nachtlicht zum Schlafen brauchte, keinen Stephen-King-Roman le- sen konnte und mein Körper sich weigerte, von einer völ- lig ungefährlichen Klippe zu springen, lebte Justine genau für diese Momente voller Herzklopfen und Adrenalin, die ich krampfhaft vermied. Hier standen wir, nur ein paar Mi- nuten davon entfernt, klitschnass und vom Blitz verkohlt zu enden, und sie wollte sich einen tödlichen Elektroschock sichern, indem sie in einen Wasserstrudel sprang – rück- wärts.

»Das dauert nur zwei Minuten«, sagte Caleb. »Ihr könnt mit dem Abstieg beginnen, sobald wir gesprungen sind, und wir treffen euch dann auf dem Wanderpfad.«

»Du weißt doch, wie gefährlich die Strömung bei so ei- nem Wetter wird«, gab Simon zu bedenken. »Das Wasser ist schon viel flacher als bei unserem letzten Sprung.«

Justine schaute hinter sich in die Tiefe. »So schlimm kann es noch nicht sein. Wir kommen schon zurecht.«

Ich betrachtete sie, meine wunderschöne, ältere Schwes- ter, deren langes braunes Haar nun trocken genug war, um ihren Kopf zu umflattern. Es gab nichts, was ich sagen konnte. Wenn Justine sich zu etwas entschlossen hatte, war jedes Argument vergebens. Als sie mich anlächelte, leuch- teten ihre Augen vor dem Hintergrund der schwarzen Wol- kenmassen, die den Rest des Himmels zu verschlucken schienen.

Ein gezackter Splitter aus neonweißem Licht schoss plötzlich durch die Luft und schlug nah genug ein, um den Boden zum Dröhnen zu bringen. Der Wind nahm zu, wir- belte Blätter von den Zweigen und Staub vom Boden auf. Ein langer Ast kam auf mich zugeschossen wie ein Pfeil von einem Flitzebogen. Ich schützte meinen Kopf mit beiden Händen und ließ mich auf die Erde fallen. Der Regen setzte ein, zuerst sanft, dann immer stärker, bis Simons Fleecepulli an meinem Rücken klebte und kaltes Wasser mir übers Ge- sicht lief. Ich hielt ganz still in der Hoffnung, dass der Ge- witterüberfall so schnell enden würde, wie er begonnen hatte, aber die Luft wurde nur noch kälter, der Wind schär- fer, der Donner lauter.

Der Felsboden bebte unter mir und ließ mich noch mehr zittern, als ich es schon tat. Ein paar Meter entfernt stemmte sich Simon gegen den Wind. Er musste sein ganzes Gewicht einsetzen, um nicht umgeworfen zu werden, während er auf der Klippe die Handtücher und die Kleidung von Jus- tine und Caleb zusammensuchte. Ich rief nach ihm, aber meine Stimme ging im Prasseln des Regens und den heu- lenden Sturmböen unter.

Eng an den Boden geduckt, rappelte ich mich auf und versuchte, durch die Dunkelheit und das herumwirbelnde

Blätterchaos bis zum Klippenrand zu schauen. Als ein weiterer gezackter Blitz den Horizont zerriss, sah ich alles so deutlich, als würde die Sonne strahlend vom Himmel scheinen.

Justine war verschwunden.

Ich hielt die Arme vor mein Gesicht und rannte auf den Klippenrand zu. Ein dritter Blitz zuckte vor mir über den Himmel, und ich stellte fest, wie nah ich dem Ziel meiner Anstrengung war – denn ich war schon fast über die Felsen hinweg in die leere Luft hineingelaufen.

Ich versuchte zu bremsen, aber der Boden war zu glitschig. Stattdessen knallte ich hart auf den Rücken, und eins meiner Beine rutschte nach vorn. Die silbernen Streifen auf meinem Turnschuh glitzerten im Licht des nächsten Blitzes, und ich sah, dass mein Fuß über die Klippe ins Leere ragte. Mit einem Schrei krallte ich beide Hände hinter mir in die Erde.

Einundzwanzig, zweiundzwanzig ...

Das Krachen ließ die Klippen unter mir erbeben. Normalerweise konnte ich mich bei heftigen Gewittern damit beruhigen, dass ich die Sekunden zwischen den Blitzschlägen und dem nachfolgenden Donner zählte – aber das funktionierte nur, weil sich die meisten Unwetter nicht direkt über mir befanden.

»Mit den beiden ist alles okay!«

Simon. Er packte meine Taille, zog mich hoch und vom Abgrund weg. Dann nahm er mich bei der Hand und trat vorsichtig bis an den Rand. Nach mehreren langen Sekunden drückte er meine Hand und zeigte auf etwas.

Die Blitze kamen jetzt noch häufiger, so dass man das Wasser besser sehen konnte. Es hatte sich in einen regelrechten Strudel verwandelt, eingerahmt von kleinen Wellen, die gegen die umliegenden Felsen brandeten. Die vereinzelt

dünnen Bäume am unteren Kliffende bogen sich und peitschten zurück, ihre schmalen Stämme sahen im Wind wie biegsame Strohhalme aus. Ich schüttelte den Kopf und war überzeugt, dass Simon sich nur etwas einbildete – und dann entdeckte ich sie, zuerst nur als einen winzigen weißen Fleck, der sich durch die Dunkelheit bewegte. Caleb hatte schützend seinen Arm um Justine gelegt, während sie halb rannten, halb krochen, um zum Wanderpfad zu gelangen.

Mit ihr war alles okay. Natürlich war alles okay.

Simon überzeugte sich mit einem Blick, dass ich die beiden gesehen hatte, dann zog er mich zurück. Irgendwie brachte ich meine Füße dazu, sich zu bewegen, und eilte ihm über die Lichtung bis zu der überwachsenen Pfadöffnung nach. Die Äste und Wurzeln, die wir auf dem Hinweg beiseitegeschoben oder umgangen hatten, schlugen uns nun entgegen und wollten uns zu Fall bringen, aber wir wurden deshalb nicht langsamer. Mir hämmerte das Herz in der Brust, und ich versuchte das Gefühl zu unterdrücken, dass wir bei der Hetzjagd durch den Wald von etwas oder jemandem verfolgt wurden, das noch schneller laufen konnte.

Ungefähr fünfhundert Meter weiter traf unser Pfad auf einen anderen, den ich auf dem Hinweg nicht bemerkt hatte. Jetzt hätte ich ihn ebenfalls fast übersehen, wäre Simon nicht plötzlich umgedreht und dann links abgebogen.

Ich blieb wie angewurzelt stehen, als ich den Grund für diesen Umweg sah.

Justine. Sie lag in Calebs Armen, und ein breites Rinnsal aus Blut lief aus einer Kniewunde ihre Wade hinunter bis zum Fuß.

Bestimmt war es nur Schmutz oder Seetang.

»Nessa.« Als Simon sie aus Calebs Armen hob, griff sie nach meiner Hand und drückte einen Kuss darauf. »Mir

geht es gut, großes Ehrenwort. Ich hätte den Weg auch allein gehen können, aber jemand wollte unbedingt den Helden spielen.«

»Ich habe Erste-Hilfe-Zeug im Wagen«, sagte Simon und marschierte mit Justine in den Armen auf den Hauptpfad zu.

Ich betrachtete Caleb. Sein Gesicht war so angespannt, als er die beiden verschwinden sah, dass man ihn sich kaum als den lachenden, übermütigen Jungen vorstellen konnte, der noch vor wenigen Minuten mit Justine herumgeflirtet hatte.

»Deine Schwester ...« Er schüttelte den Kopf und sah mich an.

»Ich weiß.« Wir wussten es beide. Die Sache war nicht seine Schuld. Auch nicht meine oder die von sonst jemand anderem. Wenn Justine splitternackt durch Feuerreifen springen wollte, würde sie das tun. Man konnte in der Nähe mit einem Bademantel und Feuerlöscher bereit stehen, aber mehr ließ sich nicht machen.

Wir liefen den beiden nach. Je länger wir rannten, desto harmloser wurde der Regen. Das Donnernrollen wurde leiser und die Abstände zwischen den Einschlägen länger. Als wir schließlich Simons alten grünen Kombi erreichten, der am Rand der Schotterstraße geparkt war, hatten sich die Wolken schon genug verzogen, um Flecken von blauem Himmel durchscheinen zu lassen.

»Seht ihr?«, rief Justine, als wir bei ihr anlangten. Sie saß hinten in der geöffneten Heckklappe und ließ die Beine vor- und zurückbaumeln, während Simon das verletzte Knie bandagierte. »Ist nur ein Kratzer.«

»Das ist mehr als ein Kratzer«, erklärte Simon, »aber zur Notaufnahme müssen wir trotzdem nicht gleich fahren.«

Caleb legte ihr eine Hand auf den Nacken und küsste sie auf die Stirn. »Baby ... du musst vorsichtiger sein.«

Sie öffnete den Mund, aber schloss ihn wieder, als Calebs Hand zu ihrer Wange weiterwanderte. Sie legte den Kopf zur Seite, während sein Daumen zärtlich über ihre Haut fuhr, und ihr Blick wurde sanfter.

»Du weißt, für ein kleines Abenteuer bin ich immer zu haben, aber es würde mich glatt umbringen, wenn du –«

»Ich weiß.« Sie ergriff die Hand an ihrer Wange und küsste die Innenfläche. »Tut mir leid. Ich weiß.«

Ich schaute dieser Szene mit einer Mischung aus Erleichterung und Verwirrung zu. Natürlich war ich froh, dass es ihr gut ging, und ich fand es süß von Caleb, so besorgt zu sein, aber vor dem heutigen Tag hatten sich die beiden das letzte Mal bei unserem Weihnachtsaufflug an die Nordküste gesehen. Für ein Paar, das nur gelegentlich rumknutschte, wirkten sie sehr eng verbunden.

Was mich zu dem Schluss brachte, dass entweder das Rumknutschen ungewöhnlich gut sein musste, oder dass sich Menschen durch aufregende Nahtoderfahrungen zwangsläufig näher kamen. Mit keinem davon hatte ich praktische Erfahrungen.

»Später musst du die Wunde noch auswaschen«, meinte Simon und befestigte Justines Verband. »Aber so kommst du erst mal nach Hause.«

»Vielen Dank, Dr. Carmichael.« Justine nahm Calebs Hand und hüpfte aus dem Auto, wobei sie auf ihrem unverletzten Bein landete. »Bekomme ich jetzt einen Lutscher?«

Simon warf ihr einen Blick zu, der Caleb dazu brachte, sie um das Auto herumzuführen und auf die Rückbank zu setzen.

Ich half Simon, das Verbandszeug und die Pflaster einzupacken. »Dieses Jahr legen wir früh los, was?«

Seine Hände stockten in der Bewegung, dann drückte er den Inhalt des Erste-Hilfe-Kastens nach unten und klappte den Deckel zu. Er schaute mich an, und sein Blick ließ mich nicht wieder los. Als wolle er etwas sagen, aber könne sich nicht entscheiden, ob er sollte oder nicht. Am Ende griff er nur nach meiner Schulter und drückte sie kurz. »Auf dem Vordersitz liegt eine alte Decke, falls du dich abtrocknen möchtest.«

Er schloss die Heckklappe und ging zur Fahrertür. Ich schaute noch einmal zum Himmel hoch, der nun so blau war wie bei unserer Ankunft, dann ging ich auf die andere Seite des Wagens und stieg ein. Drinnen schälte ich mich aus dem Fleecepulli, während Simon zusammengesunken auf dem Fahrersitz wartete und Caleb und Justine auf der Rückbank möglichst leise mit wer weiß was beschäftigt waren.

»Okay ...«, sagte ich, als sich ein paar Minuten später immer noch niemand gerührt oder gesprochen hatte. »Was war das?«

Simon schaute mich an und ließ seinen Blick durch die Windschutzscheibe zu dem Waldpfad wandern. Er stieß ein kurzes Lachen aus und danach einen langen, tiefen Atemzug. »Das war euer ›Herzlich willkommen auf den Chione Cliffs‹. Schön, dass ihr wieder hier seid.«

Ich rutschte herum und wusste schon, was ich auf der Rückbank sehen würde, wenn ich über die Schulter schaute.

Justine hatte es sich in Calebs Arm gemütlich gemacht, ihr verletztes Bein auf einer gefalteten Wolldecke gelagert und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Wow. Genialer Trip!«, sagte sie fröhlich.

»Wow. Genialer Trick.«

»Trick?« Justine hielt ihren Teller hoch, als Dad mit einer weiteren Portion frisch gegrillter Steaks herunkam.

»Vielleicht sollte ich besser ›Finte‹ sagen.«

»Ich weiß nicht, was du damit meinst.«

Dad spießte zwei Fleischstücke mit der Gabel auf und schaute gedankenvoll über das Verandageländer auf den Lake Kantaka. »Eine Finte. Ein Täuschungsmanöver, das gewöhnlich angewendet wird, wenn man sich nicht schnappen lassen will.«

»Ich weiß, was das Wort bedeutet, Daddy. Aber glaubst du wirklich, ich habe mir beim Klettern über die Strandfelsen diesen Kratzer am Bein geholt, damit niemand mich weg-schnappt? Seit wann lassen sich Kidnapper von ein bisschen Blut abschrecken? Und wer sollte mich wohl entführen wollen? Durchgeknallte Rettungsschwimmer? Irre Muschelsammler? Der menschenscheue Yeti von Winter Harbor?«

Ich grinste in meinen Teebecher hinein. Eine Person gab es schon, die Justine bestimmt gern bei erster Gelegenheit gekidnappt hätte, und meinen Beobachtungen zufolge wäre Justine ohne Gegenwehr mitgegangen. Über dieses Thema konnte ich allerdings keine lauten Witze machen, da unsere Eltern in Caleb und Simon immer noch die »süßen Carmichaeljungs« sahen, die sie seit Babyalter kannten. Ihnen war klar, dass wir in den Sommermonaten viel Zeit zusammen verbrachten, aber sie hatten bestimmt keinen Schimmer, wie die eine Hälfte unserer Clique in den letzten Jahren diese Freizeit verbrachte. Und Justine hatte deutlich gemacht, dass es auch so bleiben sollte.

»Aha. Der menschenscheue Yeti von Winter Harbor.« Dad ließ ein Steak auf Justines Teller plumpsen und platzierte eine neue Grillpfanne auf dem Kugelgrill. »Ist das mein neuester Spitzname?«

Justine und ich schauten uns über den Tisch hinweg an und lachten. Dad war fast zwei Meter groß und ging meist

vornüber gebeugt – was er selbst auf die niedrigeren Türen »damals zu seiner Zeit« zurückführte, aber vermutlich eher mit vierzig Jahren Arbeit am Computer zusammenhing. Seine geduckte, imposante Gestalt zusammen mit einer wirren weißen Haarmähne und dem passenden Vollbart erinnerten tatsächlich an das Fabelwesen.

»Was ist mit Superpaps? Papa Fantasticus? Mad Dad?« Er setzte sich und schenkte sich ein neues Glas Rotwein ein. »Und wie lautete noch der letzte? Irgendwas mit Übergröße ...«

»Big Papa«, sagte Justine mit gespielter Empörung, als könne sie nicht glauben, dass er einen von ihr erfundenen Spitznamen vergessen hatte.

»Ja, genau. Ich weiß immer noch nicht recht, ob ich deshalb beleidigt sein sollte.« Er rieb sich über den runden Bauch. »Aber auf der Fahrt hierher ist mir tatsächlich ein neuer Name eingefallen, den wir so bald wie möglich in unser alltägliches Vokabular einfließen lassen sollten, finde ich.«

»Wir werden es in Betracht ziehen«, meinte Justine.

Dad nahm ein Brötchen aus dem Korb in der Mitte des Tisches, riss ein Stück ab und schob es sich in den Mund. »King.«

»King?«, fragte Justine. »Das ist alles?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das ist alles. Einfach nur King.«

»Na ja ... aber dann wäre Mum automatisch deine Queen. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich damit zufriedengibt, die Nummer zwei in der Familie zu sein – nicht mal pro forma.« Sie schaute Mom Beifall heischend an.

Mom, die an ihrem Steak herumgesäbelt hatte, als sei es aus Metall statt aus Rindfleisch, schwieg einen Moment. »Ich kann nicht glauben, dass ihr das immer noch macht.«

»Unsere Mädchen werden älter«, gab Dad zu, »aber trotzdem werde ich immer ihr Big Papa bleiben. Bis mich das Alter eingeholt hat und ich zu schrumpfen beginne. Dann bin ich ihr ... Little Papa? Medium Papa? Papa the Great?«

»Meinetwegen kannst du der größte Papa des Universums sein. Das ist nicht der Punkt.«

Dad hob die Augenbrauen und dachte über diesen Titel nach anstatt über die Tatsache, dass Mom nicht amüsiert war. Andererseits war das auch nichts Besonderes, denn Mom war selten amüsiert. Von unseren beiden Eltern war sie immer die ernsthaftere gewesen und hatte Wert auf Disziplin gelegt. Sie war in Boston Vorstandspräsidentin der Firma Franklin Capital – ein Finanzdienstleister –, während Dad als Schriftsteller und Professor für Amerikanische Literatur am Newton Community College tätig war. Die typischen Charakterzüge, die für ihre jeweiligen Berufe nötig waren, brachten sie üblicherweise auch nach Hause mit.

»Und was ist der Punkt, Schatz?« Er beugte sich über den Tisch, nahm ihr sanft das Besteck aus den Händen und begann an ihrer Stelle mit der offenbar schweißtreibenden Aufgabe, das Steak zu zerschneiden.

»Dass sie achtzehn Jahre alt ist«, Mom betrachtete meine Schwester mit einem Stirnrunzeln, »und damit eine erwachsene Person. Justine, wenn du dir heutzutage Fehler erlaubst, haben sie Konsequenzen.«

»Okay, dann behalte ich eben für den Rest des Lebens eine kleine Narbe«, verkündete Justine. »Wie schlimm.«

»Du kannst von Glück sagen, dass du so heil davongekommen bist.«

Justine warf mir einen Seitenblick zu. Das Lächeln, das sie seit dem ersten Blick auf Simons Kombi getragen hatte, erstarb. »Mom, wir sind in ein Gewitter geraten, und ich bin auf den Steinen ausgerutscht. Unfälle passieren nun mal.«

»Das stimmt. Und wenn du acht Jahre alt und tatsächlich am Strand gewesen wärest, würde ich dir einen Kuss auf dein Knie geben, und alles wäre wieder gut.«

»Wow«, rief ich und zeigte auf den See. »Die Beazleys haben sich endlich ein neues Kanu gekauft. Schaut mal, wie ... lang es ist.«

Dad hatte Moms Steak zu Ende geschnitten, legte das Besteck auf ihren Teller zurück und beugte sich zu mir vor. »Guter Versuch, Kleines. Eine glatte A-Note.«

Justine schüttelte den Kopf. »Jetzt bin ich verwirrt.«

Ich versuchte, Moms Blick aufzufangen, mit der stummen Bitte, nicht das zu sagen, was sie gerade sagen wollte. Aber es hatte keinen Zweck. Sie war auf einem Feldzug – und kurz davor, mir ernsthaften Ärger mit der Person einzuhandeln, die ich am allerwenigsten unglücklich machen wollte.

»Du warst nicht am Strand, Justine. Du warst bei den Chione Cliffs.«

Ich hielt den Atem an. Auf Moms Worte folgte Schweigen.

»Das kann gar nicht sein«, widersprach Justine schließlich und zupfte an der Serviette herum, die auf ihrem Schoß lag. »Von so einem Ort habe ich noch nie gehört.«

»Ach ja? Und von welcher lebensgefährlichen Klippenwand hat deine Schwester wohl sonst gesprochen?«

Ich schloss die Augen und sackte auf meinem Stuhl zurück. Auch ohne Justine anzusehen, wusste ich, dass sie mich mit einem Blick anstarrte, der gleichzeitig überrascht, ungläubig und verletzt war.

»Letzten Sommer«, fuhr Mom fort, »als du einmal nicht da warst, wirkte Vanessa ganz durcheinander, und ich habe gefragt, was los ist. Sie hat mir von den Klippen erzählt, die ihr entdeckt habt und zu der ihr jedes Jahr geht. Sie fühlte sich schlecht, weil sie zu ängstlich war, um herunterzuspringen.«

»Wo wir schon beim Thema sind, vielleicht würde uns nach dem Essen ein kleiner Sprung in den See gut tun«, schlug Dad leichthin vor. »Was meint ihr?«

»Wir haben uns geschworen, nichts zu verraten«, sagte Justine zu mir, als wären wir die Einzigen am Tisch. »Wir wollten diesen Ort für uns behalten. Das hat ihn so besonders gemacht.«

Ich schaute auf. »Ja, ich weiß, aber –«

»Gib Vanessa nicht die Schuld«, sagte Mom.

Während Justine auf ihrem Stuhl zusammensank, Dad sich ein Brötchen schmierte und Mom ihr Weinglas leer trank, durchsuchte ich mein Gehirn panisch nach Worten, mit denen ich alles wiedergutmachen konnte. Ich wollte Justine sagen, dass ich nicht die Absicht gehabt hatte zu petzen. Ich war letzten Sommer nach unserem Ausflug zu den Klippen nur so frustriert gewesen. Und so war die ganze Verbitterung aus mir herausgebrochen, die sich aufgestaut hatte, weil ich mich seit sechzehn Jahren vor allem und jedem fürchtete. Ich wollte ihr erklären, dass Mom nur im falschen Moment am falschen Ort gewesen war und mir versprochen hatte, nichts zu sagen, solange ich Justine nur davon abhielt, beim nächsten Mal wieder zu springen – und dass ich das gar nicht erst versucht hatte, weil ich meine Schwester nie von etwas abbringen wollte, was sie glücklich machte. Vor allem wollte ich ihr sagen, dass mir alles leid tat, ganz furchtbar leid.

Aber ich konnte nicht. Ich konnte einfach nichts sagen. Vielleicht hatte ich Angst, dass die Worte falsch herauskommen würden, jedenfalls war mein Kopf ganz leer.

»Und was hast du für Pläne mit diesem Carmichael-Jungen?«, wollte Mom wissen.

Ich riss die Augen auf und schaute zwischen Mom und Justine hin und her. Von Caleb hatte ich definitiv nichts erzählt.

Justine wurde rot. »Pläne?«

»Während du von Klippen springst und wer weiß was mit einem netten Jungen anstellst, der kaum den Unterschied zwischen einer Spielkonsole und einem Notebook kennt, riskierst du deine gesamte Zukunft. Dartmouth College. Exklusive Ausbildung. Medizinstudium. Erfolg und Zufriedenheit für viele Jahre.«

»Schmeckt das Steak nicht wunderbar?«, fragte Dad. »Nicht zu kross und nicht zu saftig.«

»Ich glaube kaum, dass ich mein Leben ruiniere, nur weil ich ein bisschen Spaß habe.« Justine schob ihren Stuhl zurück, ihre blauen Augen blitzten in der grauen Dämmerung. »Im Übrigen gibt es Dinge, die wichtiger sind als eine Ausbildung an einer überschätzten Eliteschule und ein Beruf zum Geldscheffeln.«

»Big Papa hat eine Idee«, warf Dad ein und leckte sich die Finger ab. »Was haltet ihr von einem Waffenstillstand bis morgen, wenn wir alle eine Nacht voll Schlaf hinter uns haben?«

Justine stand auf, wobei ihr unverletztes Knie gegen den Tisch stieß und die Teller und Gläser zum Scheppern brachte. Beim Vorbeigehen beugte sie sich in meine Richtung, und ihre Augen schienen noch heller als gewöhnlich, als würde ein inneres Licht sie erleuchten. Sie hielt ihren Kopf so, dass Mom und Dad ihr Gesicht nicht sahen, und sagte nur ein einziges Wort, gerade laut genug, damit ich es hören konnte.

»Buh.«

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Wie betäubt schaute ich zu, während sie die Veranda überquerte und ins Haus verschwand. Die Tür fiel krachend hinter ihr zu.

»Ich will ja nur, dass sie nicht auf eine falsche Bahn gerät«, sagte Mom nach einer Pause.

»Und ich wollte nur, dass mir jemand beim Streichen des Hauseingangs hilft«, fügte Dad hinzu. »Ich habe sie damit aufgezo-gen, dass der Kratzer am Bein ein Trick ist, um sich vor der Arbeit zu drücken, aber jetzt sieht es ganz so aus, als ob ich wirklich allein loslegen muss.«

Ohne sie zu beachten, starrte ich auf den See.

Buh. Nicht etwa »vielen Dank auch« oder »diesmal hast du es wirklich vermasselt« oder sogar »in Zukunft kannst du allein zurechtkommen«. Das alles hätte vermutlich ausgereicht, mir Tränen in die Augen zu treiben, aber nichts davon hätte so ein Kribbeln auf meiner Haut erzeugt wie dieses eine Wort.

Damals konnte ich es noch nicht wissen, aber das war das Letzte, was Justine jemals zu mir sagen würde. In den Tagen und Wochen, die darauf folgten, würde ich diesen Moment immer und immer wieder in meinem Kopf zurückspulen, den Blick in ihren blauen Augen sehen, ihre leise Stimme hören und aus irgendeinem Grund Salzwasser riechen ... so als stände sie noch neben mir oben auf dem Kliff mit der Feuchtigkeit des Meeres auf der Haut und im Haar.

KAPITEL 2

Als ich das erste Mal die Sirene hörte, stand ich im Sand und betrachtete die Wellen, die nach meinen nackten Füßen leckten. Ein schneidender Wind ließ mir den Rock um die Knöchel flattern und trug das Geräusch von Mom, Dad und Justine zu mir her, die über etwas lachten. Der leise, singende Heulton begann, sobald der Schaum sich um meine Füße wand, genau wie fast immer bei Einbruch der Dunkelheit seit zwei Jahren. Nur dieses Mal verebte er nicht, als mich das Wasser hinaus und in die Tiefe zog. Er klang lauter, näher. Und dann kam eine weitere Sirene hinzu und eine weitere, bis ich sie nicht nur hören, sondern sehen konnte, rot-weiß-blau flackernde Lichter, als seien die Polizeiwagen direkt bis ins Meer gefahren.

»Du solltest wirklich etwas essen.«

Ich blinzelte. Die flackernden Lichter waren verschwunden und wurden von einer Reihe grüner Kaffeebecher ersetzt. Neben mir lehnte ein Mann im grauen Anzug am Küchentresen und schaufelte sich Schmalzgebäck in den Mund.

»Eine gute Mahlzeit ist die beste Medizin«, meinte er.

Medizin. Als hätte ich eine Krankheit. Als sei alles nur eine Halluzination, die der Realität Platz machen würde, sobald mein Fieber sank.

»Danke«, sagte ich und versuchte die Bilder von dem Unglück abzuschütteln, das ich im Schlaf ständig von Neuem

erlebte, seit die Polizei uns mitgeteilt hatte, dass Justine gefunden worden war. Ich griff nach einem Becher und drehte mich zur Kaffeemaschine um.

Es war nicht seine Schuld. Schließlich war er nur einer von Moms Mitarbeitern. Er kannte weder mich, noch hatte er Justine gekannt, aber er fühlte sich verpflichtet, ein paar Worte zu sagen, während er zusammen mit anderen Kollegen italienisches Ricottagebäck genoss. Was sonst hätte ihm schon einfallen sollen? »Eine echte Tragödie!« »Sie hatte doch noch ihr ganzes Leben vor sich.« »Wie haben eigentlich die Red Sox diese Saison abgeschnitten?«

»Eine einsame Stimme in der Wildnis«, sagte ich, als ich beim Umdrehen feststellte, dass er immer noch da war. Nicht die richtigen Worte zu finden war eine Sache. Weiter rumzustehen und auf einen Nachschlag Kaffee zu warten ging dann doch zu weit.

»Wie bitte?«, fragte er.

Ich hielt den Becher in die Höhe. »Vox clamantis in deserto. Der Slogan von Dartmouth. Irgendwie passend, finden Sie nicht?«

»Vanessa, Schatz, hilfst du mir bitte mal mit den Muffins?« Mom fasste mich am Ellbogen und führte mich ans andere Ende der Küche. »Liebling, ich weiß, wie schwer das für dich ist, aber wir haben Gäste. Deshalb wäre ich dankbar, wenn du dich wie eine höfliche Gastgeberin benehmen könntest.«

»Tut mir leid«, sagte ich, als wir an dem Küchentisch voller Kuchen stehen blieben. »Ich weiß bloß nicht, was ich reden soll. Ein Teil von mir möchte sich den Rest des Tages im Bad einschließen, und ein andere Teil –«

»Hast du schon was gegessen?«, erkundigte sie sich und piekte in einen Muffin. »Hier ist einer mit Honignüssen.«

Ich nahm ihn entgegen. Mir fiel nichts ein, was ich sagen

konnte. Mom hatte fünf Tage lang geweint – von dem Moment an, als die Polizei an unsere Tür geklopft hatte bis zu dem Augenblick, als wir bei unserem Stadthaus angekommen waren – und dann hatte sie auf effektive Partyplanerin umgeschaltet. Selbst beim Begräbnis hatte sie keine Träne vergossen, obwohl die lautstarke Trauer von Justines Freunden und Klassenkameraden gereicht hatte, um die Vögel von den Bäumen fliegen zu lassen, und der Priester das Gebet eher hatte schreien müssen. Ich selbst hatte beim Begräbnis auch nicht geweint, ebenso wenig wie alle Tage davor oder danach, aber meine Gründe waren andere.

»Kannst du bitte nach deinem Vater schauen?« Mom hob ein Blech vom Küchentresen. »Ich habe ihn schon seit einer Stunde nicht mehr gesehen, und die Gäste fangen schon an zu reden.«

Ich setzte an zu sagen: Wenn unsere Gäste nicht verstehen, dass Big Papa eine kurze Auszeit braucht, dann sollten sie sich vielleicht eine andere Party suchen. Aber bevor ich den Mund aufmachen konnte, hatte Mom bereits auf einem hohen Absatz kehrtgemacht und war durch die Küchentür verschwunden.

Ich ließ den Muffin in den Mülleimer fallen und ging zurück zur Kaffeemaschine, wobei ich den Blick gesenkt hielt, um weitere hilfreiche Tipps von irgendwelchen Mitarbeitern zu vermeiden. Die Becher mit dem Dartmouth-Logo füllten noch immer das untere Regal. Dort hatte Mom sie sofort zur Schau gestellt, als vor zwei Wochen das Paket mit dem Merchandising-Krimskrams vom College angekommen war.

»Vox clamantis in deserto«, hatte Justine mir laut vorgelesen. »Ist schon toll, wie diese Privatschulen ihre Begeisterung für tote Sprachen herauskehren. Ich meine, warum der Aufwand? Könnten sie nicht einfach schreiben: ›Vielen

Dank für die zusätzlichen fünfzehn Dollar, die sie uns in den Rachen werfen, um allen zu beweisen, wie wichtig Sie sind und dass Sie zweihunderttausend Dollar Schulgebühren zahlen können, nur damit Ihre reichen Sprösslinge die Chance bekommen, sich mit anderen verwöhnten Gören irgendwo im Nirgendwo zu besaufen?«

»Na ja«, hatte ich gesagt, »das würde vermutlich nicht als Spruch auf einen Schlüsselanhänger passen.« Von denen hatte Mom auch zwei Dutzend bestellt, um sie im Firmenbüro zu verteilen.

Jetzt nahm ich mir den Dartmouth-Becher in der Mitte und füllte ihn mit Kaffee. Ohne den Blick vom Boden zu heben, eilte ich mit beiden Tassen durch die zur Tür zur Hintertreppe.

Die Hintertreppe war für Justine und mich immer die Fluchtroute gewesen – vor Cocktailpartys, vornehmen Dinners oder manchmal auch streitenden Eltern. Als ich nach oben stieg, dachte ich an das letzte Mal, als wir uns im Schutz der Treppe verborgen hatten, nämlich bei Moms jährlicher Weihnachtsparty. Während zweihundert Gäste Champagner in sich hineinschütteten, hockten Justine und ich auf den Stufen, hatten eine Daunendecke um unsere Schultern gelegt, lutschten an Zuckerstangen und tranken uns mit Eierpunsch einen Schwips an. Wir hatten so getan, als säßen wir nicht mitten in Boston und würden uns vor Moms betrunkenen Kollegen verstecken, sondern als hätten wir uns im Haus am See ohne Wissen unserer Eltern aus den Betten geschlichen und würden atemlos vor Spannung darauf warten, dass Santa Claus durch den alten Kamin gefallen kam.

Ich stieg langsam die Stufen hoch, umgeben von beruhigendem Dämmerlicht und dunkler Holztafelung. Ein Gedanke tauchte in meinem Kopf auf, den ich sofort zu ver-

drängen versuchte. Trotzdem war mir für einen flüchtigen Moment bewusst, wie seltsam es sich anfühlte, hier zu sein ... so völlig allein. Die ganze Woche war ich nirgendwo allein gewesen und erst recht nicht an einem Ort, den ich sonst nur mit Justine geteilt hatte.

Als ich oben angekommen war, blieb ich stehen und wartete. Nach ein paar Sekunden blinzelte ich und wartete wieder. Nichts. Selbst hier, an einem unserer gemeinsamen Lieblingsplätze, wollten die Tränen nicht kommen.

Ich ging weiter durch den Flur, und mein Herzschlag beschleunigte sich. In Justines Zimmer war ich nicht mehr gewesen, seit wir uns die Woche davor für die Fahrt nach Maine fertig gemacht hatten und ich zuschaute, wie sie ihren gesamten Kleiderschrank nach dem perfekten Outfit durchsuchte, das sie auf der Reise anziehen konnte. Am Ende hatten Röcke, Sommerkleidchen und Tops den Fußboden bedeckt wie Seetang die Küste bei Ebbe. Jetzt war ich mir nicht sicher, welcher Gedanke mich mehr erschreckte: dass alles noch genauso dalag, wie sie es verlassen hatte ... oder nicht.

Mit geschlossenen Augen drehte ich mich in Richtung ihrer Tür. Ich streckte die Hand aus, bis ich den Türknauf fand. Das Messing fühlte sich unter meinen Fingern kalt an, und ich wartete, bis sich meine Haut an die Temperatur gewöhnt hatte, bevor ich den Knauf richtig umfasste.

Es ist doch nur Justine, sagte ich mir. Nur ihre Klamotten. Natürlich sieht alles so aus, wie sie es liegen lassen hat, weil Justine nämlich wiederkommt. Bald werden wir zum Haus am See zurückfahren. Dann wird alles so sein, wie es sein sollte.

Ich öffnete die Tür. Ein leises Geräusch drang über meine Lippen.

Der Grund waren nicht meine tiefsitzenden Ängste, die

ihren Weg an die Oberfläche fanden. Es war nicht einmal die Tatsache, dass Justines Zimmer im Vergleich zum Flur so heiß wie ein Brennofen war.

Es war das Salzwasser. Der Geruch war so stark, die Luft so voller Feuchtigkeit, dass ich mit meinen geschlossenen Augen fast glaubte, ich würde an der Meeresküste stehen.

»Man gewöhnt sich daran.«

Ich schlug die Augen auf. Big Papa saß auf dem Fußboden in der Mitte des Raumes.

»Anscheinend gibt es ein Problem mit den Rohren. Ich rufe morgen den Klempner an.« Er klang erschöpft und sah auch so aus. Seine Mundwinkel sackten nach unten in Richtung Kinn, seine blauen Augen waren stumpf und seine Schultern gebeugt. Unser bärenstarker Yeti hatte seine Kraft verloren.

»Big Papa«, sagte ich und trat ein. »Ich weiß, wie schwer das für dich ist, aber wir haben Gäste. Deshalb wäre ich dankbar, wenn du dich wie ein höflicher Gastgeber benehmen könntest.«

Sein einer Mundwinkel zuckte in die Höhe, als er den Dartmouth-Becher entgegennahm. Er wusste, dass die Wortwahl nicht von mir stammte. »Deine Mutter versucht, die Situation zu verkraften. Wie wir alle.«

Ich sagte nichts, als ich mich neben ihn setzte. Bis jetzt hatten meine Mutter und ich nie etwas gemeinsam gehabt, außer dass wir Justine anhimmelten. Ich verstand nicht, warum Mom so viel arbeitete, ständig shoppte und sich anstrengte, wildfremde Leute zu beeindrucken. Ich verstand nicht, warum von den hundert Menschen dort unten höchstens ein Dutzend hätte unterscheiden können, welches von den beiden Kindern auf der jährlichen Familie-Sands-Weihnachtskarte ich und welches Justine war. Das meiste, was Mom in ihrem Leben tat, machte für mich kei-

nen Sinn. Aber in Dads Augen war sie wie die Sonne, der Mond und die Sterne, also hielt ich den Mund.

»Sie sieht so wunderhübsch aus«, sagte Dad nach ein paar Minuten.

Ich folgte seinem Blick zu der mit Fotos bestückten Pinnwand, die über Justines Schreibtisch hing, und wünschte mir, weinen zu können. Denn dort war sie überall. Beim Wildwasserpaddeln in den Berkshire Mountains. Beim Reiten in den Dünen von Cape Cod. Mit Freunden auf dem Campus ihrer Privatschule. Beim Bergwandern in New Hampshire. Und dann mein Lieblingsfoto, das sie vergrößert und in die Mitte der Pinnwand gehängt hatte: beim Angeln in unserem alten roten Ruderboot auf dem See in Maine – zusammen mit mir.

»Ich weiß noch, wie ich das geknipst habe«, meinte Dad. »Wollte immer wissen, was sie wohl gesagt hat, um dich so zum Kichern zu bringen.«

Er hatte das Foto vom Bootsanleger hinter dem Haus aufgenommen. Wir saßen mit dem Rücken zur Kamera. Justine hatte mir den Kopf zugewandt, und ich schaute in den Himmel. Meine Schultern waren fast bis zu den Ohren hochgezogen, was mir immer passierte, wenn etwas mich so zum Lachen brachte, dass mir die Tränen nur so übers Gesicht liefen.

Ich blinzelte. Nichts.

»Wahrscheinlich Teenagergeheimnisse, habe ich mir gedacht«, fuhr er fort. »Schminktipp. Jungs. Besser, wenn ich nichts davon wusste.«

»Ja, wahrscheinlich«, erwiderte ich. »Immerhin hatte sie so viele Romanzen, dass die Verehrer wie mit einer Drehtür aus und ein gingen. Also haben unsere Gespräche über Jungs meistens eine ganze Weile gedauert.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum sie ständig Auf-

merksamkeit dieser Art gebraucht hat«, sagte er nachdenklich. »Sie war so klug, so schön und talentiert. Aber anscheinend konnte sie das selbst nicht glauben, außer sie bekam es jede Woche von einem anderen Jungen bestätigt.«

Ich sagte nichts dazu. Justine hatte die Aufmerksamkeit nicht unbedingt gebraucht – sie hatte sie einfach bekommen.

Wir nippten stumm an unserem Kaffee. Nach einem Augenblick stieß Dad einen langen Seufzer aus. »Ich sollte wohl eine Weile den Gastgeber spielen«, meinte er und stand auf. »Du kommst zurecht?«

Ich nickte. Er legte mir kaum merklich die Hand auf den Kopf, bevor er das Zimmer verließ und die Tür schloss.

Ich blinzelte und wartete. Als die Tränen immer noch nicht kommen wollten, wandte ich mich wieder dem Foto in der Mitte der Pinnwand zu und dachte darüber nach, was Big Papa gerade gesagt hatte. Es ergab keinen Sinn. Aber auf der anderen Seite ergab jetzt fast nichts mehr einen Sinn.

Die Polizei behauptete, es sei ein Unfall gewesen, Justine sei einfach nur zur falschen Zeit von der Klippe gesprungen. Bei Dunkelheit. Beim Höhepunkt der Flut. Polizeidirektor Green hatte gesagt, das Wasser sei zu tief und die Strömung viel zu stark gewesen. Selbst Triton, der griechische Gott des Meeres, der die Wellen mit einem Stoß in sein Muschelhorn beherrschen konnte, wäre dagegen nicht angekommen. Der Gerichtsmediziner hatte ihm zugestimmt.

Ich aber nicht.

Ja, es stimmte. Justine war ein Adrenalinjunkie. Und in jener Nacht hatte sie vielleicht das Gefühl gehabt, etwas beweisen zu müssen. Aber sie war zu klug gewesen, um sich so unvorsichtig zu benehmen.

Als mein Blick über die Pinnwand wanderte, entdeckte ich zwischen den Fotos dünne schwarze Linien. Zuerst sah

es aus, als habe jemand mit Zeichenstift auf das Futter aus Stoff geschrieben ... aber die Striche befanden sich nicht auf dem elfenbeinfarbenen Satin, der die Pinnwand bedeckte. Der Hintergrund der Fotos war immer noch weiß.

Ich stand auf und stellte mich vor den Tisch, um einen besseren Blick zu haben. Da sah ich, dass es sich bei den Strichen um gedruckte Worte handelte.

Name. E-Mail. Telefonnummer. Elternteil 1. Elternteil 2. Frühere Entscheidung. Finanzhilfe. Campus. Abschluss. Weiterführende Schule. SAT- Examen. Außerschulisch. Auszeichnungen.

Ich wollte schon die erste rote Reißzwecke herausziehen, als ich mich plötzlich unbehaglich fühlte. Geradezu schuld- bewusst. Als würde ich Justines Schreibtisch nach ihrem Tagebuch durchsuchen, um von heimlichen Küssen und privaten Gespräche zu lesen, die sie für sich behalten hatte.

»Tut mir leid«, flüsterte ich, bevor ich die erste Reißzwe- cke entfernte.

Ein paar Sekunden später waren die gut fünfzig lächel- den Justines verschwunden. Ich trat einen Schritt zurück, um die Pinnwand im Ganzen zu betrachten.

Autoaufkleber. Sieben Stück, die Mom mitgebracht hatte, als sie mit Justine nach Harvard, Yale, Princeton, Brown, Stanford, Cornell und Dartmouth gefahren war. Sie formten einen akademischen Kreis um eine Tabelle und den Ausdruck eines typischen Bewerbungsformulars.

Die Tabelle bestand aus den Namen der Colleges und drei Spalten für den jeweiligen Aufnahmeschluss, das Datum der Bewerbung und das Datum der Rückantwort. Nur die Spalte mit dem Aufnahmeschluss war ausgefüllt, und zwar in Moms ordentlicher Handschrift. Die anderen waren leer. Auf dem Bewerbungsformular stand ebenfalls nichts außer Anmerkungen und Vorschlägen von Mom. Mein Blick

blieb auf der mittleren Seite haften, wo die Bewerber einen Aufsatz mit einem persönlichen Thema ihrer Wahl abliefern sollten. Ein grüner Post-it-Zettel war oben angeklebt, auf dem Mom vorschlug, Justine solle schreiben, wer sie jetzt war und wer sie später werden wolle.

Justines Antwort war kurz:

Sorry, ich habe keine Ahnung.

Aber du genauso wenig.

Ich starrte auf die Worte. Vielleicht hatte ich länger als nö- tigt gebraucht, um diese Hinweise zu finden, aber ihren Sinn verstand ich sofort. Justine wäre im Herbst nicht nach Dart- mouth gegangen. Und ebenso wenig nach Harvard, Yale, Princeton, Brown, Stanford oder Cornell. Denn um ein Studium an einer Eliteuniversität zu beginnen, musste man sich erst einmal bewerben. Und offensichtlich hatte Justine sich nirgends beworben.

Unten waren die Gäste versammelt, um Justines Leben zu feiern und darüber nachzusinnen, welches Potenzial mit ihr verloren gegangen war, welche Taten sie niemals vollbrin- gen und welche Orte sie niemals besuchen würde. In einem Punkt hatte ich recht gehabt: Keiner von den Unbekann- ten, die sich in unserem Haus mit Kuchen vollstopften, hatte eine Ahnung, wer Justine wirklich gewesen war. Aber nun musste ich mit Schrecken feststellen, dass ich in gewis- ser Weise auch falsch gelegen hatte.

Ich hatte Justine genauso wenig gekannt.

Eine Flurtür schlug zu und riss mich aus meinen Gedan- ken. Ich nahm das Aufsatzformular von der Pinnwand und das Foto von uns beiden im Ruderboot vom Tisch, pinnte die anderen Bilder wieder an und lief zur Tür.

Gerade wollte ich in den Flur flüchten, als ich die Hände vors Gesicht schlagen musste, um mir Nase und Mund zu- zuhalten.

Salzwasser. Ich hatte mich an den Geruch gewöhnt, während ich mich im Zimmer aufgehalten hatte, aber hier war er viel stärker – überwältigend, als habe eine Riesenwelle bereits den Rest des Hauses überrollt und warte vor Justines Tür darauf, dass ich sie einließ. So extrem war der Geruch, dass mir davon schwindelig wurde und ich den Kopf senken musste.

»Oh, nein.« Ich nahm die Hände vom Gesicht. »Oh, Justine ...«

Ein zerknülltes Badehandtuch lag vor dem Kleiderschrank. Flauschig und weiß ... mit einem grinsenden Cartoon-Hummer voller grüner und schwarzer Algenreste.

Calebs Badehandtuch – in das er Justine letzte Woche eingewickelt hatte, bevor er sie oben auf den Klippen in die Arme schloss – befand sich hier, trocken und steif vom Salz, in Boston.

Ich sank auf die Knie und hob das Handtuch auf. Sie war nach Hause gefahren. Irgendwann zwischen ihrem wütenden Abgang beim Essen auf der Veranda und dem folgenden Morgen, als man ihren toten Körper fand, war sie hier in Boston gewesen.

Keine Panik, sagte ich mir und unterdrückte die Vorstellung, wie das weiße Frotteetuch um Justines Schultern ausgesehen hatte. Alles ist okay.

Nur stimmte das natürlich nicht. Die Situation war so ganz und gar nicht okay, dass ich mir nicht einmal etwas vormachen konnte. Ich sah das Handtuch als einen weiteren Beweis dafür, dass ich nur geglaubt hatte, meine Schwester zu kennen. In Wirklichkeit hatte jemand anderer ihr viel näher gestanden. Und Justine hatte es – aus welchem Grund auch immer – genau so gewollt.

KAPITEL 3

Seid ihr verrückt geworden?»

Ich nahm meine Reisetasche vom Bürgersteig und stopfte sie in den Kofferraum von Dads Volvo. »Bist du sicher, dass du das Auto nicht brauchst?«, fragte ich und überhörte Mom, die barfuß in einem Morgenmantel aus Kaschmir vor der Haustür stand und uns missbilligend zusah.

»Ich meine, ganz ehrlich«, versuchte sie es erneut, »habt ihr beide den Verstand verloren?«

Dad stellte seine Schüssel mit Müsli auf dem rostigen Dach des Wagens ab und half mir, die Tasche hineinzubugserieren. »Ich bin schon monatelang nicht gefahren. Auf ein paar Wochen mehr kommt es auch nicht an.«

»Ein paar Wochen?« Moms Stimme rutschte eine Oktave höher.

Ich platzierte meine Hände neben Dads auf der Kofferraumklappe und drückte sie energisch nach unten. Als sie sich hörbar schloss, ging ich um das Auto herum zum unteren Ende der Eingangstreppe.

»Ich weiß nicht genau, wie lange ich bleibe«, erklärte ich. »Vielleicht ein paar Tage, eine Woche oder auch länger.«

»Mir ist nicht klar, warum du überhaupt wegfährst. Nach allem, was passiert ist –«

»Du gehst wieder zur Arbeit, Dad schreibt den ganzen Tag. Was soll ich hier mit mir anfangen?«